

Domprediger Stefan Scholpp

Fünftehnter Sonntag nach Trinitatis, 13. September 2026, 18 Uhr

Predigt zum Lied „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ (EG 372)

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Was wir tun, nicht unbedingt.

Fünf Sterne für das Café an der Ecke – und der Kaffee trotzdem kalt, weil die Maschine wieder streikt. Vier Komma zwei für die Airline – und trotzdem: der Koffer landet in Warschau, nicht in Berlin. Kleines Stückwerk. Kleine Zumutungen. So unvollkommen ist, was Menschen tun, selbst wenn es gut gemeint ist.

Aber es geht weiter, und es wird ernster. Letzte Woche hat sich bei uns jemand beschwert: Der barrierefreie Zugang zum Dom war wieder einmal nicht erreichbar. Ausgerechnet hier, wo wir sagen: Alle sind eingeladen. Ein Mensch im Rollstuhl, vor einer Treppe mit 7+12 Stufen, weil wir etwas übersehen haben, das wir hätten sehen müssen. Das ist keine Marginalie. Und dann das Übel, das gar keine Adresse mehr hat: Vor gut zwei Wochen brach im Himalaya ein Stück Gletscher ab und stürzte in einen Fluss, nahe der Grenze zwischen Nepal und Tibet. Die Flut, die daraus wurde, hat weit über tausend Menschen das Leben gekostet, Tausende werden bis heute vermisst. Es ist einfach geschehen – Eis, Fels, Wasser, und Menschen, die zufällig darunter wohnten.

Kaffee. Rollstuhl. Flut. Drei ganz verschiedene Register derselben Erfahrung: Was Menschen tun – und was einfach geschieht –, ist nicht unbedingt wohlgetan.

Und mittendrin, in all diesem Stückwerk, singen wir seit über dreihundertfünfzig Jahren einen Satz, der anscheinend auch fünf Sterne vergibt.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Wir singen es im Präsens. Der Satz behauptet, bevor irgendetwas entschieden ist, wird gesungen, bevor ein Beweis vorliegt. Das ist kein Fazit. Das ist eine Vorleistung des Glaubens.

I

80 Menschen unter Ihnen haben heute geprobt, den halben Tag, Einsätze gezählt, Stimmen eingesungen – und singen heute Abend gleich zwei Kantaten hintereinander. Die Werbung der Kantorei, hab' ich gesehen, hat nicht ausdrücklich gesagt: Das hier wird ein Gottesdienst. Vielleicht sind Sie also aus Liebe zur Musik hier. Wegen Bach. Wegen der Oboe d'amore, der Traversflöte, wegen des Zusammenspiels von Chor und Orchester, das man nicht alle Tage erlebt. Und jetzt haben Sie, mitten in einem Gottesdienst, einen Satz gesungen, bei dem manche von Ihnen, direkt gefragt, ob sie ihn unterschreiben würden, erst einmal zögern würden.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Man kann diesen Satz aus Liebe zur Musik singen. Man kann ihn kunstvoll gesetzt finden, kontrastreich geführt, historisch informiert. Man kann ihn sehr zweifelhaft finden, süßlich-fromm oder unrealistisch. Und man hat ihn trotzdem gesungen. Mit der eigenen Stimme. Im eigenen Mund. Das allein ist schon etwas. Man kann einen Satz nicht ganz unbeteiligt singen. Irgendetwas von ihm bleibt hängen, auch wenn man ihn noch nicht glaubt. Das ist ein ganz gemeiner Trick des Glaubens: Er lässt sich vorsingen, bevor er geglaubt wird.

II

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Was ist aus diesem Glaubens-Satz geworden? Samuel Rodigast hat ihn zu einem Kirchenlied ausgedichtet. Geboren 1649 bei Jena, kam er als junger Gelehrter nach Berlin, wurde Konrektor, dann Rektor am Gymnasium zum Grauen Kloster – ein paar hundert Meter von hier. Er blieb, obwohl man ihm eine Professur in Jena anbot. Er ist hier gestorben. Hier begraben. Sieben knappe Strophen hat er gedichtet, alle mit demselben Reim, demselben Trost: Gott meint es gut. Drum lass ich ihn nur walten.

Bach lässt sich dieses Lied gleich mehrmals durch den Kopf gehen. Zweimal hören wir heute Abend davon.

In der Kantate von 1724, BWV 99, bleiben Anfang und Ende wörtlich Rodigast – der Eingangschor, der Schlusschoral, den Sie eben mitgesungen haben. Dazwischen hat ein unbekannter Dichter die schlichten Strophen barock dramatisiert.

Aus Not, Tod und Elend, die einen „auf die rauhe Bahn“ treiben können, wird ein „Kreuzeskelch“, der bitter schmeckt, wird von einem „weisen Arzt und Wundermann“ gesungen, der – hören Sie es? – kein tödlich Gift einschenken kann, „obgleich die Süßigkeit verborgen steckt“. Aus einem Trostsatz wird eine Verhandlung. Man spürt: Hier ringen zwei Übersetzer – der Dichter, dann Bach selbst – mit einem Satz, der zu leicht daherkommt, um einfach so wahr zu sein. Bach lässt die verzagte Seele sich wirklich erschüttern, wirklich zögern, bevor er ihr, im Duett von Sopran und Alt, noch einmal zusingt: Wenn des Kreuzes Bitterkeiten mit des Fleisches Schwachheit streiten, ist es dennoch wohlgetan.

„Dennoch.“

Das kleine Wort trägt die ganze Kantate.

Zwei Jahre später, 1726, in BWV 98, geht Bach noch weiter. Er zitiert nur noch die erste Strophe, im Eingangschor – und dann bricht er mit der Form. Kein Schlusschoral. Kein gemeinsames, vierstimmiges Bekennen am Ende. Stattdessen: eine einzelne Bassstimme, die sagt:

Meinen Jesum lass ich nicht.

Vom Chor zur einzelnen Stimme. Vom gemeinsamen Bekenntnis zum persönlichen Festhalten. Das ist, glaube ich, keine Nebensache. Das ist Theologie, in Musik gegossen.

III

Und jetzt zu Sachsen-Anhalt. Zu Berlin, nächsten Sonntag.

Am 6. September hat die AfD in Sachsen-Anhalt 43,8 Prozent der Stimmen bekommen. So viel wie noch nie eine Partei in diesem Bundesland seit der Wende. Nur denkbar knapp an der absoluten Mehrheit der Sitze vorbei. Und am kommenden Sonntag wählt Berlin ein neues Abgeordnetenhaus. Auch hier zeigen die Umfragen: Es ist eng. Auch hier könnte die AfD zur stärksten Kraft werden – ohne Aussicht auf eine Mehrheit, aber stark genug, um dieses Land zu verändern.

Ich will nicht so tun, als ließe sich das theologisch einfach beiseiteschieben. Ich will auch nicht so tun, als verstünde ich nicht, warum Menschen so wählen. Es sind ja nicht nur Überzeugungstäter. Viele von ihnen sind Menschen mit einer Erfahrung: dass sich ihre Stadt, ihr Dorf, ihr Betrieb verändert hat, ohne sie zu fragen; dass ihre Sorgen – um Miete, um Lohn, um die eigene Zukunft – lange als kleinlich abgetan wurden; dass „die da oben“ weit weg sind. Angst. Wut. Die Erfahrung, nicht gehört, nicht gesehen, nicht mitgenommen zu werden. Das sind echte Erfahrungen. Ich will sie nicht kleinreden.

Aber:

Wer aus dieser Angst heraus nach völkischen, autoritären Antworten greift, wer glaubt, das eigene Unbehagen ließe sich lösen, indem man andere ausgrenzt, kleiner macht, „zurückführt“ – der greift, glaube ich, zur falschen Medizin gegen einen echten Schmerz.

Die Angst ist wahr.

Die Antwort ist falsch.

Und das gehört, glaube ich, zusammen mit dem, was wir eben gehört haben: „Sorgt euch nicht“, sagt Jesus im heutigen Evangelium. Damit ist keine Sorglosigkeit gemeint – das wäre zynisch. Gemeint ist: Lasst die Sorge nicht zur Grundlage eurer Entscheidungen werden. Wer aus der Angst heraus wählt, wählt aus genau der Haltung, von der uns Jesus, Rodigast und Bach abraten wollen.

Was Gott tut, das ist wohlgetan –

das ist kein Satz, der uns die Sorgen erspart. Aber er hält uns davon ab, sie zur letzten Instanz zu machen.

IV

Was Gott tut, das ist wohlgetan

ist keine Behauptung über den Ausgang der Welt. Es ist so wenig eine Wahlprognose wie ein Wetterbericht. Es ist eine Haltung. Eine Übung. Ein Satz, den man sich selbst vorsingt, nicht weil man den Beweis dafür hätte, sondern weil man ohne ihn in der eigenen Angst gefangen bliebe. Deshalb ist die eigentlich tragfähigere Formel gar nicht

Was Gott tut, das ist wohlgetan,

sondern das, womit Bach 1726 endet, wo eigentlich der Schlusschoral hingehörte:

Meinen Jesum lass ich nicht.

Ein Festhalten ist das am einzig festen Grund im Meer der Sorge. Eine einzelne Stimme, die sich entscheidet, den nicht loszulassen, an dem sie sich festhält, ja: der sie festhält, komme was da wolle. Wissen lässt sich das kaum nennen. Eher eine Praxis: Man übt sie, wie man ein Stück Musik übt, immer wieder, bis sie sitzt, bis sie in einem sitzt, auch wenn die Umstände es nicht hergeben.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Was wir tun, nicht unbedingt.

Singen wir trotzdem weiter. Dennoch weiter! Gleich hören Sie den Anfang von BWV 98 – denselben Choral, noch einmal, anders gesetzt, schlanker, kammermusikalischer, ohne die große, gemeinsame Schlussformel. Auch wenn nicht mehr alle gemeinsam den großen Satz singen: Die einzelnen Stimmen – Tenor, Sopran, Alt, Bass – Singen ihn sich einzeln zu, halten ihn einzeln fest, tragen ihn einzeln weiter.

Meinen Jesum lass ich nicht.

Das ist genug für heute Abend.